

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährl. 2.10 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. (Bestellgeld vierteljährl. 42 Pfg., monatl. 14 Pfg.).

Redaktion: Tauscher Straße 19/21. Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig. Telefon: 13698. Sprechstunde: Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabends).

Inserate kosten die 8gespaltene Zeitspalte oder deren Raum 25 Pfg., bei Plagbroschüre 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Beilegen von Prospekten ist 2.50 Mk. pro Tausend für die Gesamtauflage, bei Teilaufgabe 4 Mk. — Der Betrag ist im voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die fällige Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseraten-Aannahme: Leipzig, Tauscher Str. 19/21, Hofgebäude. Telefon: 2721.

Tageskalender.

In Frankfurt-Debus wurde gestern der 52. Sozialdemokrat gewählt.

Die gestern in Berlin begonnenen Verhandlungen zur Beilegung des Werftarbeiterstreiks sind auf Mittwoch nachmittag vertagt worden.

Der badische Minister v. Bodman läßt in der amtlichen Karlsruher Zeitung erklären, daß er die Sozialdemokratie nach wie vor aufs schärfste bekämpfen wird.

Die konservative Presse verlangt eine Verschärfung des deutschen Strafgesetzbuchs zum Schutze des Blutes.

In Lugano trat die 8. Konferenz der internationalen Vereinigung für gesetzlichen Arbeiterschutz zusammen.

Undemokratisches aus einer Demokratie.

Leipzig, 27. September.

Aus der Schweiz schreibt man uns: Die zunehmende industrielle Entwicklung hat das demokratische Empfinden eines nicht geringen Teils der Schweizer Bevölkerung in den letzten Jahren und Jahrzehnten ganz wesentlich gewandelt. Solange die herrschende Stellung der besitzenden Klasse von keiner Seite aus bedroht war, war jene auch geneigt, für eine entsprechende bürgerliche demokratische Weiterentwicklung nicht nur im Bunde, sondern auch in den Einzelkantonen, wie Zürich, Basel, Genf usw., einzutreten. Sowie aber die demokratischen Grundzüge und deren Handhabung angingen, für den heiligen Eigentumsbegriff unbequem zu werden, sowie vor allem sich die Arbeiterklasse politisch und gewerkschaftlich in immer größerem Maße organisierte und einen Anteil an den Früchten der sprunghaften kapitalistischen Entwicklung nach dieses Landes forderte, war es bei einer ganz erklecklichen Anzahl „freier“ Schweizer mit der Werterschätzung dieser Freiheit und allen Errungenschaften der Demokratie endgültig vorbei!

In der Tat war das Wachstum der Industrie in der Schweiz ganz rapid. Stieg doch die Zahl der Industriearbeiter in dem Zeitraum von 1882 bis 1901 um volle 80 Prozent. Von 1901 bis 1907 nahmen dann wieder die Arbeiter der Chemisch-industriellen Industrie um 33,4, die

Holzarbeiter um 45,7, die Metallarbeiter um 46,7 Prozent zu. Im Jahre 1844 beschäftigte die Baumwollspinnerei 662 000, im Jahre 1900 aber 1 666 000 Spindeln. 1851 gab es in der Seidenweberei 400, 1906 aber 15 156 mechanische Webstühle. Im Jahre 1850 zählte die Schweiz nur 37 Aktiengesellschaften mit einem Kapitale von 93 Millionen Frank, 1909 aber deren 3408 mit einem Kapitale von 3 712 950 000 Frank.

Dementsprechend entwickelte sich auch der Handel. Betrag der Handelswert (Ein- und Ausfuhr) im Jahre 1865 348 Frank pro Kopf der Bevölkerung, so war er im Jahre 1900 auf 659 Frank gestiegen. Da in Deutschland der Handelswert pro Kopf 630 Frank, in Großbritannien 530 Frank beträgt, so zeigt dies, daß sich die Schweiz inzwischen zu einem der ersten Handelsstaaten der Welt entwickelt hat.

In diese Kapitalistenidylle hinein brachte die moderne Arbeiterbewegung nun eine sehr unliebsame Störung. Und diese löste sofort den giftigsten Haß gegen die organisierte Arbeiterklasse in den verschiedensten Kreisen aus. Die Industriellen revidierten ihre freiheitlichen Grundsätze, als jene anfing, ihnen durch soziale Forderungen lästig zu werden, als die Arbeiterorganisationen sich erdreisteten, ihrer struppelosen Ausbeutungsfucht Zügel anzulegen. Das Kleinhandwerk tat ein gleiches, als durch die modernen Arbeiterforderungen die alte, sich länger als anderswo erhaltene, Kräuterherrlichkeit bedroht war, als die Arbeiter Löhne und Arbeitszeiten verlangten, die dem Meister nicht mehr erlaubten, von einem Gefellen und drei Lehrlingen behaglich und auskömmlich zu leben, als er nicht mehr beim Sechselfüßen und den vielen Zunftessen den Geschwollenen spielen konnte. Und die Krämer wurden zu wilden Reaktionären, als die Arbeiter begannen, sich durch Konsumgenossenschaften von dem fühlbaren Druck der Krämerausbeutung zu befreien, als dem Krämer eine Tageseinnahme von 30—40 Frank nicht mehr gestattete, alljährlich seine Frau und Kinder in eine Sommerfrische zu schicken, er selbst aber auf den Besuch ein oder mehrerer Schützen, Sänger- oder anderer Feste verzichtete, weil das Geld im Beutel knapper wurde.

Und wie der Kleinhandwerker, der Krämer, der Industrielle reaktionär wurden, so wurden sie auch antisozial. Die kleinliche Portemonnaieangst der ersteren in Verbindung mit der sozialen Rückständigkeit des Bauerntums und dem blindwütigen Haß der Industriellen gegen die organisierte Arbeiterklasse tragen zu gleichen Teilen die Schuld an der sozialen Rückständigkeit der Schweiz. Steht diese doch heute in dieser Beziehung weit hinter politisch so rückständigen Staaten wie Deutschland und Oesterreich zurück. Fast alle größeren sozialpolitischen Vorlagen sind in den letzten zehn Jahren in der Volksabstimmung von jenen Kreisen der Bevölkerung „bassab“ geschickt

worden. Im Jahre 1900 wurde z. B. das von der Bundesregierung vorgelegte Kranken- und Unfallversicherungs-gesetz mit 341 914 gegen 148 035 Stimmen verworfen und das Schicksal eines abermaligen Entwurfs, der jetzt im National- und Ständerat zur Beratung steht, ist noch sehr ungewiß! Im vorigen Jahre erst verwarf der Kanton Zürich ein Arbeiterinnenschutz- und Lebensversicherungsgesetz sowie die bedingte Verurteilung, in diesem Jahre der Kanton Genf die kantonale Altersversicherung und andres mehr. Alles, was nur irgendwie die soziale Lage der arbeitenden Klasse zu heben geeignet ist, weckt sofort den wilden Widerstand jener reaktionären Bevölkerungsschichten.

Daß derartige Elemente nichts sehnlicher wünschen, als die Schweiz auch politisch auf das gleiche tote Weis zu fahren, auf das sie diese in sozialer Beziehung gefahren haben, ist an sich erklärlich genug. Es bedeutete daher immerhin ein politisches Risiko, wenn Sozialdemokratie, die Konservativen der Kantone und ein Teil der Demokraten im vorigen Jahre die Forderung der Verhältniswahl für den Nationalrat durch Initiative vor das Volk brachten, um dadurch den Bund politisch einen Schritt vorwärts zu treiben. Auch die Forderung der Verhältniswahl ist für die Schweiz nicht neu. Im Jahre 1900, im gleichen, in dem das Kranken- und Unfallversicherungs-gesetz verworfen wurde, unterlag auch die Forderung der proportionalen Nationalratswahl mit 244 068 gegen 169 000 Stimmen. Wenn der eingebrachten Initiative diesmal ein besseres Schicksal prophezeit wird, so stützt sich diese Hoffnung darauf, daß jene diesmal sofort 142 263 Unterschriften fand, während vor zehn Jahren nur 64 686 aufgebracht worden waren. Ein derartiges Ergebnis kann nur durch die große Mißstimmung erklärt werden, die unter der Arbeiterklasse, den Kleinbauern und dem mittleren und kleinen Beamtentum gegen die Regierung herrscht, die immer mehr anwachsende Militärbelastung (von 28 Millionen im Jahre 1900 ist diese inzwischen auf 40 Millionen Frank gestiegen), die Zoll- und Subventionswirtschaft und die daraus resultierende rapide Steigerung aller Lebensmittelpreise, die Verschwendung, Unfähigkeit und Untätigkeit der leitenden politischen Kreise haben allerorts die heftigste Empörung ausgelöst. Dabei kommt die herrschende Freisinnspartei immer mehr ins Fahrwasser der Reaktion hinein, benutzte in immer unvernünftiger Weise die Klinte der Gesetzgebung, um ihrer Interessengruppe aus der Staatskrippe die Taschen zu füllen, während der Allgemeinheit auf jede Weise das Fell über die Ohren gezogen wird. Diese politische, in den wirklichen Verhältnissen obendrein nicht begründete Machtstellung zu brechen, ist seit langer Zeit das Streben aller derjenigen, die auf solche Art das „Objekt“ der freisinnigen Regierungskunst bilden. Dies vermag aber nur der Proporz, denn unter dem herrschenden Majoritätsprinzip er-

Seuilleton.

Das Heimweh.

Erzählung von Julius Moser.

So ungeschickt Rotham es auch angefangen hatte, ihr die Zurückkehr in die Heimat auszusprechen, so wäre die junge Frau doch noch darüber hinausgekommen, wenn nicht gerade zu dieser Zeit der Brief mit der Nachricht von dem Tode ihrer Mutter eingetroffen wäre.

Rotham hatte ihr Vertrauen verloren; er war zu sehr mit seinen Handelsangelegenheiten und seinen Spekulationen auf Millionen beschäftigt, als daß er sich weiter darum hätte kümmern sollen.

Johanna aber sendete heimlich an ihren Vater einen Brief ab, welcher später an Rotham zurückkam und ihn zu spät einen Blick in das Herz seiner Frau tun ließ. Sie hatte geschrieben:

Die Nachricht von dem Heimgange meiner Mutter hat mir ein Messer in das Herz gestochen, der Gedanke aber an Dich es dreimal darin umgewendet und den Rotham ganz totgestochen. Sein Wortbruch hat mich von ihm geschieden, und so bin ich wieder Dein, ganz Dein. Du herzallerliebster Vater! Ich will Dein kummerstschweres, graues Haupt in meinen Schoß nehmen und darunter meine Hände legen, daß es warm ruht. Alles ist mir möglich zu ertragen, nur das eine nicht, Dich allein und hilflos zu wissen in der Welt. Wer soll Dich pflegen bei Deinen Leiden, wenn Dir die vielen Wunden brennen, wer Dich führen, wenn Dein armer, hölzerner Fuß strauchelt? Wer soll Dir das Kopfklein in der Nacht zurechtlegen, wer bei Dir wachen, wenn Dir unwohl ist, wer Dir beim Ankleiden behilflich sein, wer alle die kleinen Dienste vollbringen, an welche Du gewöhnt bist, da die Mutter tot

ist und ich mehr als tot hier im fremden Krämerlande? Gott wird mir verzeihen, wenn ich Rotham in Kummer stürze, er kann, wie ich meine, etwas davon ertragen, denn er ist ein harter, kalter Mann! — Wenn er mich wie ein Kind behandelt, mag er daran denken, daß ich Dein Kind sein will. Vater! Vater! warum hast Du mir damals meinen Willen gelassen, als ich Rotham versprach, ihm hierher zu folgen? —

Heute schreibe ich nicht mehr, doch morgen! —

Tags darauf, vormittags.

„Vater! Vater! — Was ist Dir geschehen? — Gewiß bist du krank, oder es steht Dir noch ein Unglück bevor. Ich habe in der verwichenen Nacht von Dir einen Traum gehabt, es war mehr Todesangst! — Mir kam es vor, wenn ein Schiffs von oben herunter aus Europa zu uns nach Amerika ging. Eine lange, lange Leiter lief herab — aber sie reichte kaum bis über die Mitte herein. Nun sah ich Dich oben hereinsteigen; Du hieltest eine Kirchenkerze in der Hand, rücktest herunter und kletterst behutsam mit dem gesunden und dem hölzernen Fuße von Sprosse zu Sprosse, immer tiefer und tiefer bis an das Ende der Leiter; — nun standest Du auf der letzten Sprosse — Du merktest es nicht — jetzt hobst Du wieder den hölzernen Fuß hoch auf, um herunterzutreten, und warst doch noch turmhoch über mir, ich breitete die Arme aus und schrie vor Schreck auf. Da war ich erwacht und lag in Angstschweiß gebadet.“

Nachmittags.

„Heute geht ein Holländer mit seinem Schiffe „Syrando“ ab, und mit ihm der Brief. In den nächsten Tagen will ich den armen Rotham verlassen. Ich habe den Schiffskapitän Stimm aus Portsmouth mit Geld gewonnen, sein Schnellsegler lichter, sobald ich an Bord bin, die Anker — von Portsmouth eile ich zu Dir. Vater! Vater! ich werfe mich Dir um den Hals und weine mich tot. — Du kannst nicht glauben, wie leicht mir ist, da ich daran bin, in die Heimat zu Dir zu kommen. Nun wird

es sich zeigen, ob Rotham mich lieb hat. Sobald ich bei Dir bin, schreiben wir ihm — dann wird er schon nachkommen! — Bete für Deine Jeanette.“

Tags darauf war sie aus dem Frühstückszimmer in ihre Stube zurückgekehrt. Rotham war dort noch geblieben, wie gewöhnlich, in einer Zeitung lesend, und eine zweite unter dem Arm. Er hatte sich in sein Reisekostüm geworfen, ohne ihr über sein Vorhaben etwas mitgeteilt zu haben.

Sie hatte sich jetzt auf ihrem Zimmer in den Armstuhl ans Fenster gesetzt und spielte in Gedanken mit dem kopfwedelnden Chinesen von Porzellan vor ihr, ohne daß sie auf ihn acht hatte.

Wer die schöne, junge Frau hier in diesem prächtigen und doch gemütlichen Zimmer nur auf einen Augenblick gesehen hätte, würde sie für eine der glücklichsten Frauen gehalten haben.

Bis auf den silbernen Griff am Türschloß war nichts vergessen, was bequem oder reizend war. An der Wand zwischen den Fenstern prangte im goldenen Rokolorahmen der silberne Spiegel, welcher die großen Sonnenblumen und Arabesken des Teppichs am Fußboden, die kleinen Blumentische umher, welche in allen Farben blühten und dufteten, und alle die tausend gefälligen Kleinigkeiten auf den Mahagonigestellen in den Ecken, die Marmorvasen, die ziselirten Silber- und Goldarbeiten, die Paradiesvögelchen, die an seidenen Fäden schwebten, und dazwischen seine schöne Herrin abspiegelte.

Johanna wurde jetzt durch Rothams Eintritt in das Zimmer aus ihren Gedanken aufgeschreckt.

„Ich verreise auf einige Tage,“ nahm er das Wort, „in Geschäften nach Philadelphia; kann ich Euch dort etwas bestellen?“

„Ihr wißt, Rotham,“ versetzte sie, „daß ich nur einen Wunsch hege, den Ihr mir erfüllen könnt, nicht aber in Newyork, sondern durch unsere Zurückkehr zu unserm Vater, der jetzt so große Rechte auf mich hat, da er allein ist.“